



Universität
Zürich^{UZH}

facultativ

Theologisches und Religionswissenschaftliches aus Zürich

N° 1 · Frühling 2014

Konsequent religiös

Leben zwischen Radikalität
und Kompromiss



N° 1 / 2014

- 3 **Radikal religiös? Drei Persönlichkeiten, drei Meinungen**
Sara Pezzatti
- 5 **Kurz nachgefragt**
Barbara Weber, Dorothea Lüddeckens
- 6 **Wenn Glaube und Zweifel stärker sind als Blut**
Andrea Suter
- 8 **Um Gottes Willen!**
Maria Regli
- 10 **Religiös leben trotz und mit Behinderungen**
Sarah Weibel
- 12 **Keine Gewalt dem Kohl**
Simona Pfister
- 14 **Eine religiöse Heimat finden**
Senata Wagner
- 16 **Ein Zaun im Leben**
Léa Burger
- 18 **FV theorel im Gespräch mit Prof. Dr. Christiane Tietz**
- 20 **Aktuelles und Veranstaltungen**

Impressum

facultativ Magazinbeilage zur Reformierten Presse
Postfach, 8026 Zürich, Tel. 044 299 33 21, Fax 044 299 33 93

Redaktion J. Grigo, im Auftrag der Theologischen Fakultät
Zürich, Kantonsschulstrasse 1, 8001 Zürich,
Tel. 044 634 54 06, oeffentlichkeitsarbeit@theol.uzh.ch

Bildredaktion J. Grigo, D. Lüddeckens **Korrektorat** U. Klausner

Gestaltung & Produktion J. Grigo

Verlag Reformierte Presse **Druck** Schlaefli & Maurer AG,
Bahnhofstrasse 15, 3800 Interlaken, Tel. 033 828 80 70,
Fax 033 828 80 90

Herausgeber Reformierte Medien © Kirchenblatt / Protestant /
EPD Reformierte Presse, 28. Jahrgang

Bildnachweis

*Titel: Brahmanenschüler: D. Lüddeckens // S. 3 C. Wermuth:
J. Grigo // S. 4 T. Aeschi: J. Grigo // S. 4 A.D. Choudry: J. Grigo //
S. 6 Im Wald: H. Lüddeckens // S.7 Im Wald: R. Kuhn //
S. 8 Teresa von Avila: Juan de la Miseria // S. 9 Cloître du Carmel de
Dijon: Willuconquer (Wikimedia Commons, Attribution 2.0
Generic (CC BY 2.0) URL: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/deed.en>) // S. 11 Bewohnerin des Wohnheims:
Archiv Beth Chana // S. 12 Jaintempel Mumbai: A. Frieden //
S.13 Jaintempel Mumbai: J. Grigo // S. 15 Wassertröpfchen:
G. Laukötter // S. 17 Frau an Klagemauer: D. Lüddeckens //
S. 18 C. Tietz: G. Ricke // S. 19 I. Zwiep: E. Lampe //
Rücktitel: Radieschen: J. Grigo*

Liebe Leserinnen und Leser

Was bedeutet radikale Religiosität? Und wer sind ihre Akteure? In unserem medial geprägten Alltagsverständnis weckt der Begriff oft vorschnell Assoziationen mit totalitären Ideologien und extremistischen Bewegungen, und vor dem inneren Auge entstehen Bilder kopromisslos rückwärtsgewandter, fanatisch-verklärter Eiferer oder erbitterter Kämpfer mit grimmigen Gesichtern und Waffen in beiden Händen.

Bei genauerer Betrachtung erscheint radikale (oder müsste es korrekterweise eher heissen «konsequente»?) Religiosität aber als ein ungleich vieldeutigeres und facettenreicheres Phänomen.

Im Rahmen der Lehrveranstaltung «Radikal Religiös: Religionswissenschaftliche Fachkompetenz journalistisch vermittelt» gingen Masterstudierende – begleitet von Prof. Dr. Dorothea Lüddeckens und der taz-Journalistin Friederike Gräff – der Sache auf den Grund.

Entstanden sind von den Studierenden verfasste Porträts, Interviews und Berichte, die Einblick in ein breites Spektrum von Motiven, Erfahrungen und Meinungen rund um radikal oder konsequent gelebte Religiosität in der Schweiz gewähren. Dabei kommt auch Überraschendes zutage.

Aus der Schilderung eines Selbstversuches erfahren wir beispielsweise, ob man verhungert, wenn man versucht, konsequent nach jainistischen Nahrungsvorschriften zu leben. Wir werden sensibilisiert für die Nöte bekennender Homosexueller, die sich einer freikirchlichen Gemeinde verbunden fühlen, und erhalten Einblick ins Alltagsleben eines religiös geführten Wohnheims für jüdische Menschen mit körperlicher oder geistiger Behinderung.

Wir erfahren, was es bedeutet, wenn «Glaube stärker ist als Blut», das heisst, wenn die Entscheidung für oder gegen ein religiös-konsequentes Leben mit dem Preis des Abbruchs familiärer Beziehungen bezahlt werden muss oder was eine jüdisch-orthodoxe Frau über Geschlechterrollen zu sagen hat.

Die aktuelle Ausgabe des *facultativ* ist eine Spezialausgabe. Die Beiträge wurden von Masterstudierenden geschrieben. Konsequenterweise wurde diesmal auch das Porträt auf der Seite des Fachvereins (FV theorel) von einer Professorin und nicht von einer Studierenden verfasst.

Für ihr grosses Engagement möchte ich mich bei allen beteiligten Studierenden, bei Friederike Gräff und bei Dorothea Lüddeckens herzlich bedanken.

Die Namen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner wurden teilweise geändert.

Ich wünsche Ihnen eine spannende und abwechslungsreiche Lektüre!



Mit herzlichen Grüssen

Jacqueline Grigo

Radikal religiös?

Drei Persönlichkeiten, drei Meinungen

«Ich bezeichne mich als radikalen Politiker»

Cédric Wermuth, Nationalrat (SP)

SARA PEZZATTI

Radikal heisst für mich, etwas an der Wurzel zu hinterfragen. Das halte ich sowohl aus wissenschaftlicher wie aus politischer Perspektive für notwendig. Ich bezeichne mich selber als radikalen Politiker. Meine Bestrebungen zielen darauf, das bisherige Fundament der Schweizer Gesellschaft radikal zu verändern, wenn auch mit bürgerlichen Methoden.

Obwohl ich aus einem halb religiösen Elternhaus stamme, bin ich überzeugter Atheist. Mit Religion kann ich nichts anfangen und noch weniger, wenn darin Radikalität aufkeimt. Ich kann mich mit dem hierarchischen Prinzip, auf welchem jede Religion basiert, nicht abfinden. Einen Gott als höhere Instanz könnte ich nie akzeptieren. Das Individuum soll selbst über das eigene Leben entscheiden. Religiöse Vorstellungen laufen immer Gefahr, ins Totalitäre zu kippen. Und Religionen sind mitunter auch für die grössten Massaker in der Geschichte Europas verantwortlich.

Radikale Religiosität und eine freie demokratische Gesellschaft sind nur schwer vereinbar. Auch pazifistische Persönlichkeiten wie Bruder Klaus aus Flüeli-Ranft können mich nicht vom Gegenteil überzeugen. Mich beeindrucken Menschen, die die Gesellschaft verändern wollen. Der Rückzug aus der Gesellschaft beeindruckt mich nicht sonderlich, weder bei Hippies noch bei Eremiten.

Religiöse Radikalisierung stelle ich weniger in muslimischen als vielmehr in christlichen Kreisen fest. Ein schockierendes Beispiel ist die stark zunehmende Attraktivität von Freikirchen für Jugendliche. Probleme habe ich mit jenen Freikirchen, die ein antiquiertes Bild von einer Gesellschaft transportieren, beispielsweise hinsichtlich der Sexualmoral. Solche radikal

religiösen Bewegungen stellen eine Bedrohung für die grundsätzlichen Freiheitserrungenschaften wie die Selbstbestimmung des Individuums oder die Gleichstellung der Geschlechter dar. Eine positive Erfahrung mit religiöser Radikalität mache ich hingegen mit der religiös-sozialistischen Vereinigung der Deutschschweiz. Das sozialdemokratische Weltbild und Engagement der RESOS entspringt einer zutiefst christlichen Überzeugung.

Trotz atheistischer Gesinnung kann ich mir nicht vorstellen, den 24. Dezember als einen Tag wie jeden anderen zu betrachten. Weihnachten wird als Familienfest mit Tannenbaum und Geschenken gefeiert. Für meine Kinder würde ich bestimmt auch den Samichlaus bestellen, weil ich das selbst immer toll fand. Von dieser Tradition kann auch ich mich nicht lösen. Taufen würde ich meine Kinder jedoch sicher nicht. Ich ziehe aber ernsthaft in Erwägung, irgendwann einmal eine Woche abgeschieden von der Gesellschaft in einem Kloster zu verbringen. Einerseits aus Neugier, andererseits als Selbsterfahrung.



Cédric Wermuth, 28
Seit 2011: amtierender Nationalrat (SP)
2008–2011: Präsident JUSO und Vize-Präsident SP Schweiz und als Doppelbürger Mitglied des Partito Democratico in Italien

«Sie machen Angst»

Thomas Aeschi,
Nationalrat (SVP)

Ich würde mich nicht als radikal bezeichnen, sondern als Sachpolitiker. Radikal im politischen Sinne ist eine einzelne Person, die nicht kompromissbereit ist und ihr eigenes ideologisches Weltbild anderen aufzwingen will. Die ganze Diskussion um die Masseneinwanderung beurteile ich nicht als extrem. Selbstverständlich ist hier die Frage entscheidend, wie es beworben wird. Um eine Abstimmung zu gewinnen, braucht es natürlich ein bisschen radikalere Methoden: Plakate, die aufrütteln, kontroverse Slogans, um in den Medien prominent zu erscheinen. Ein Stück weit ist es Provokation.

Meine Einstellung gegenüber radikaler Religiosität ist eher negativ. In allen Religionen kann es radikale Phasen geben. Aber im Christentum ist es, zumindest in unseren Breiten, zurzeit weniger der Fall. Das Wort radikal wird in der westlichen Welt häufig mit dem Islam in Zusammenhang gebracht, wobei ich persönlich nie wirklich negative Erfahrungen damit gemacht habe. Wenn man aber von anderen Regionen hört, beispielsweise Timbuktu, wo wertvolle Kulturgüter zerstört wurden, oder von Afghanistan, wo die Buddhastatuen von Bamiyan von den Taliban gesprengt worden sind, muss man davon ausgehen, dass es sehr radikale Ausprägungen des Islam gibt, die natürlich auch Angst machen.

Während meines Auslandsemesters auf Penang in Malaysia bin ich von einem Freund an den Festtagen Hari Raya eingeladen worden und durfte mit seiner Familie

an der dreitägigen Zeremonie teilnehmen. Das war eine sehr interessante Erfahrung. Als ich zur Zeit des Ramadans geschäftlich in den Emiraten war, wurden wir gebeten, aus Respekt vor Muslimen nicht in ihrer Anwesenheit zu trinken und zu essen. Diese Erfahrung mit radikaler Religiosität war insofern negativ, als mein eigenes Verhalten eingeschränkt wurde.

Während der Gymizeit hatte ich einen Freund, der sich in Rishikesh, einem berühmten Yogadorf in Indien, der Meditation widmete. Nach Abschluss meines Studiums bin ich für einen Monat dorthin gegangen, um mehr über Yoga zu lernen. Wie ich offen gestehen muss, bin ich grandios gescheitert. Ich bin zu freiheitsliebend, um mich solch strengen Regelungen des täglichen Lebens unterwerfen zu können. Inzwischen würde ich auch nicht mehr in ein Schweigekloster gehen. Als 20-Jähriger wahrscheinlich aus Neugier schon. Heute habe ich meinen Platz in der Gesellschaft gefunden. Ich bin nicht mehr auf der Sinnsuche.



Thomas Aeschi, 35
Amtierender Nationalrat (SVP)
Studium der Wirtschaftswissenschaften an
der Universität St. Gallen, Präsident der SVP
Baar, Vizepräsident der SVP Kanton Zug

«Machmal ist es hart» Allah Ditta Choudry, Filmemacher

Radikal religiös zu sein ist für mich etwas Positives. Für mich bedeutet es, eine Religion zu leben. Man soll jedoch niemanden dazu zwingen, ebenso zu leben. Denn Religion ist etwas sehr Intimes. Oft wird dieser Begriff negativ assoziiert oder negativ dargestellt. Nicht nur Muslime, sondern auch Christen, die regelmässig in die Kirche gehen, werden befremdet beäugt. Je mehr ich aber jemanden aufgrund seiner radikalen Ausübung von Religion verurteile, desto mehr dränge ich ihn in die Isolation.

Ich glaube an Gott, er hat mich geschaffen. Es interessiert mich nicht, ob dieser Allah oder Gott heisst. Dieser, der mir dieses Geschenk, ein schönes Leben, gegeben hat, muss mich lieben. Der Glaube daran gibt mir innerlich Frieden. Das Leben hier ist eine kurze Reise. Das vergessen wir oft und glauben, es wird immer so bleiben. Darum braucht es eine Leitlinie, und dazu dient die Religion. Sie hilft dir, auf dem Boden zu bleiben, und setzt dir Grenzen.

Leider wird Religion oft falsch benutzt. Die Religion sagt, vergiss dein Ego. Aber viele Menschen missbrauchen sie eben genau dafür. Radikale Religiosität im negativen Sinne ist nicht die Schuld eines einzelnen Menschen. Es kommt auf das Umfeld an, wie man sich einer Religion nähert.

Einige geistliche Lehrer benutzen die Religion im negativen Sinne, sowohl in den Kirchen und Synagogen wie auch in den Moscheen. In diesen Personen lebt oft eine diktatorische Ader. Alle sollen gleich sein und nach den exakt gleichen Regeln leben.

Mir wurde als Junge beigebracht, dass Gott mich bestraft, wenn ich keinen Bart tragen und nicht fünf Mal am Tag die Moschee besuchen würde. Ich hatte also das Bild eines bestrafenden Gottes. Es sind aber andere, viel wichtigere Dinge in den Religionen geschrieben.

Im Koran steht beispielsweise: Wenn du die Situation deines Nachbarn nicht kennst, bist du kein Muslim. Das heisst, du solltest gegenüber deinem Nachbarn freundlich, aber nicht aufdringlich sein. Wenn er krank ist, sollst du dich um ihn kümmern. Dieses Prinzip löst eine Kettenreaktion aus, wodurch sich alle zuhause fühlen. Dies umzusetzen ist in Europa manchmal ein bisschen schwierig. Wenn ich als Pakistani hilfsbereit bin, erschrecken einige Menschen, weil sie meiner Freundlichkeit misstrauen. Sie denken, ich hätte irgendwelche Hintergedanken. Das ist schade, aber damit muss ich mich abfinden, wenn ich meine Religion leben möchte. Eine Religion zu leben ist sehr schön, sehr pazifistisch, aber eben manchmal auch hart.



Allah Ditta Choudry, 36
Filmemacher und Kellner
Studium am Conservatorio internazionale
di scienze audiovisive, Lugano

Kurz nachgefragt

Ein Kirchenhistoriker, ein Psychologe und eine Japanologin geben Antwort.

PROF. DR. PETER OPITZ

Herr Opitz, was war radikal an der Zürcher Reformation?

Richtig radikal waren die Handwerker, die im September 1523 ins Fraumünster einbrachen, Altarbilder zerstörten und mit dem Weihwasser Schabernack trieben. Oder der Priester von Wytikon, der im April 1523 in seiner Kirche statt der Messe seine eigene Hochzeit mit 51 Gästen feierte. Oder die Hochzeitsgesellschaft in Wipkingen, die auf dem Höhepunkt des Festes die «Götzen» aus der Kirche holte und sie in die Limmat warf. Dass der Rat schon im Januar 1523 als politische Instanz eine religiöse Disputation, eine Art Konzil, allein auf der Grundlage der Bibel ausschrieb, war ein Ausscheren aus dem religiösen Konsens von ganz Europa und damit auch radikal.

Kirchenhistoriker, Universität Zürich

PROF. DR. SEBASTIAN MURKEN

Was gewinnen Menschen, wenn sie radikal religiös sind, Herr Murken?

Die Antworten auf Fragen werden absoluter und einfacher. Ambivalenzen, Unsicherheiten und Uneindeutigkeiten im Leben können zu Angst und Stress führen. Radikale Erklärungen oder Ideologien lösen das auf und bändigen solche Gefühle. Oft sind radikale Gruppierungen auch Endzeitgruppen oder sehr starke In-Groups, das heisst, man erlebt Gefühle der Dazugehörigkeit und des Auserwähltseins. Das kann bedeuten, dass schon im Diesseits, aber auch im Jenseits, besondere Privilegien auf einen warten und man damit auch einen narzisstischen Gewinn aus der Radikalität zieht.

Was meinen Sie mit narzisstischem Gewinn?

Wenn man sich vorher klein und unsicher gefühlt hat und dann zu einer Elite der Auserwählten gehört, ist das natürlich ein Ge-

winn fürs Ego. Wenn ich weiss: Die anderen sind die Verdammten und ich werde zur Rechten Gottes sitzen. Das stärkt das Selbstwertgefühl, lässt einen an etwas Grösserem teilhaben und dadurch selber grösser werden.

Radikale Religiosität wird unterschiedlich definiert. Was ist Ihre Sicht?

Radikale Religiosität ist ja kein Fachbegriff. Die Frage ist, ob man darin etwas Aggressives sieht oder ob ich den Begriff im eigentlichen Sinn verwende. Das Wort kommt ja von radix, die Wurzel. Radikal religiös heisst dann, dass die Religion von der Wurzel des Seins her ganz grundsätzlich alle Lebensbereiche bestimmt und dominiert.

Psychologe und Religionswissenschaftler, Universität Marburg

PROF. DR. MONIKA SCHRIMPF

Der Buddha hat den «Mittleren Weg» gelehrt:

Weder Luxus noch Askese. Gibt es im Buddhismus keine Radikalität?

Doch – Radikalität gibt es z. B. dort, wo es darum geht, ein «lebender Buddha» (ikibotoké) zu werden. In der Geschichte kam es zu Todesfällen, weil Mönche sich lebendig begraben liessen und nur einen Strohhalm zum Atmen behielten. Lebensgefährliche Praktiken gibt es auch heute noch. Ich selbst bin in Japan Askese begegnet, die Verzicht auf Nahrung, Flüssigkeit und Schlaf mit grossen körperlichen Anstrengungen verbindet, wie z. B. Sennichi kaihōgyō, die «Übung der 1000tägigen Umrundung des Gipfels» im Tendai-Buddhismus. Im Nichiren-Buddhismus spielt suigyō, die «Wasserübung», eine grosse Rolle, bei der sich die Asketen im Winter mit kaltem Wasser übergiessen. Dadurch wird die Körpertemperatur nach unten reguliert, und selbst wenn man nicht daran

stirbt, radikal ist das sicher. Es geht immer darum, Unmögliches möglich zu machen, Unerträgliches zu ertragen, die eigene Menschlichkeit zu überwinden.

Was ist daran noch ein mittlerer Weg?

Das habe ich einen Mönch, der Askeseübungen anleitet, auch gefragt. Seine Antwort: Schlaf- und Nahrungsentzug führen z. B. zu Halluzinationen wie Höllen-, Paradies- oder Buddhawahrnehmungen, in denen sich jeweils das Innere der Praktizierenden spiegelt. Auf diese Weise erweitern sie die Möglichkeiten der Introspektion, um die es neben der Geistesberuhigung in der Meditation vor allem gehe. Jeder müsse individuell entscheiden, ob er/sie das wolle – der historische Buddha habe sich für eine andere Meditationstechnik entschieden.

Siehst du nur in diesen extremen Praktiken Radikalität?

Die Lebensweise in Zen-Klöstern ist noch auf einer anderen Ebene radikal. Nichts soll vergeudet werden – keine Dinge und keine Zeit. Das Geschirr wird ohne Spülwasser mit dem letzten Rettichstück gesäubert, das dann gegessen wird. Vom Aufstehen bis zum Schlafengehen ist der Tagesablauf festgelegt, damit man keine Zeit verliert, über Entscheidungen nachzudenken. Jeder Moment soll bewusst gelebt werden, so dass jede Handlung denselben Wert hat, weil man sich immer gleichermassen darauf konzentriert. In den Klöstern werden so bestimmte Lebensprinzipien radikal umgesetzt.

Japanologin und Religionswissenschaftlerin, Universität Tübingen

Die Interviews wurden geführt von:
BARBARA WEBER und DOROTHEA LÜDDECKENS.

Wenn Glaube und Zweifel stärker sind als Blut

ANDREA SUTER

Mit seiner Strickjacke, Beret und Hornbrille sieht man in Andy zuallererst einen stilbewussten Studenten. Der 31-Jährige ist Ex-Zeuge Jehovas. Bis vor sieben Jahren war sein Leben streng getaktet, dreimal wöchentlich Zusammenkünfte, daneben noch das Missionieren. In der Schule und am Arbeitsplatz folgten aus dem Anderssein keine Probleme: «Sie wussten alle, dass ich meinen Geburtstag nicht feiere. Ich habe einfach ein paar Tage vorher oder nachher einen Kuchen gebracht.»

Alleine vor der Frage der Theodizee

Aufgewachsen in der Gemeinschaft der Zeugen, heiratete er nach Lehre und Zivildienstjahr eine Zeugin. Dann fällt er in ein tiefes Loch. Psychologische Begleitung und Antidepressiva werden unvermeidlich. Anders als er zunächst angenommen hatte, ist nicht die Unzufriedenheit am Arbeitsplatz der Grund seiner Depression. Innere Zweifel sind es, die unbewusst und in ständiger Verdrängung an ihm nagen. Je mehr er von der Welt sieht, desto mehr ist seine Glaubensgrundlage, sein Gottesbild erschüttert. Er findet keine Begründung für all das Leid auf der Welt. Noch weniger dafür, warum ein allmächtiger und allwissender Gott nicht eingreifen sollte. Ausdrücken kann er diese Zweifel innerhalb seiner Gemeinschaft nicht. «Es gab nur Schwarz oder Weiss. Man konnte nichts hinterfragen. Sonst war man gleich ein Abtrünniger.» So steht er alleine vor der Frage der Theodizee, die für ihn weder lös- noch ignorierbar ist.

Zunächst kann Andy sich einige Wochen von den Abendversammlungen entschuldigen. Doch der Druck wächst. Seine Frau droht mit Trennung, wenn er nicht

bald wieder die Versammlungen besucht. Als er den Entschluss zum Austritt äussert, hört er auch von seinen Eltern und Geschwistern, dass er dann auch die Konsequenzen tragen müsse. Andys ganze Familie folgt schon in dritter Generation den Zeugen Jehovas. Trotzdem wagt er den Schritt und tritt aus.

Das Spannungsfeld zwischen eigenem Weg und der Familie verspüren viele Zweifler, wie Susanne Schaaf von der Anlaufstelle infoSekten bestätigt: «Dass man mit dem Austritt nicht nur seine Gemeinschaft, sondern unter Umständen auch seine Familie verliert, hindert viele daran, den einschneidenden Schritt zu vollziehen.» Der Austritt gehe darum oft mit viel Einsamkeit und Unsicherheit einher. Wenn ein Partner konvertiert oder austritt, können auch im Paarleben Probleme entstehen, so Marie-Louise Pfister von der Paarberatung Zürich, ganz besonders dann, wenn es um die Frage der Erziehung von Kindern gehe.

Die Probleme hängen nicht an Glaubenssätzen, sondern an den Konsequenzen für die Lebensführung. Je umfassender die betreffende Gemeinde das Individuum einbindet, desto grösser sind sie. «Dann kommt es nicht mehr auf die spezifische Ideologie an, welche die Gemeinschaft verfiert, sondern auf die strukturelle Konkurrenz gegenüber der Familie», erklärt Professor Rafael Walthert, Religionswissenschaftler an der Universität Zürich. Wenn eine Mutter jeden Sonntag in die Kirche gehe, sei das für die Familie keine Konkurrenz – wenn sie sich dazu entschliesse, in einem Kloster zu leben, schon.

Heute ist Andys Verhältnis zu seinen Eltern wieder gut. Das war nach dem Austritt anders, damals folgten Funkstille und die Scheidung von seiner Frau. Mehrere Monate später dann erste, distanzierte Kontakte zu seinen Eltern. Inzwischen hat er die Matura nachgeholt, ein Studium begonnen und eine neue Lebenspartnerin



Konversion zu oder Austritt aus einer Glaubensgemeinschaft sind oft verbunden mit familiären Komplikationen. Zwei Männer erzählen von ihren Erfahrungen. Daniel-Ibrahim Kientzler ist vor elf Jahren zum Islam konvertiert – als einziger seiner Familie. Andy O. hat den engen Kreis der Zeugen Jehovas verlassen – ebenfalls als einziger seiner Familie.

gefunden. Besonders die Geburt seiner Tochter hat ihm seine Eltern wieder näher gebracht. Doch Andys Austritt steht noch immer zwischen ihm und seiner Familie. Die Zeugen Jehovas fürchten, dass Zweifel ansteckend ist, in der Regel ist der Kontakt zu Aussteigern unerwünscht. Die Frage nach der Existenz Gottes ist nicht mehr zentral in Andys Leben: «Ob es Gott gibt oder nicht, spielt für mich heute keine Rolle mehr.»

Für Daniel-Ibrahim Kientzler hat die Existenz Gottes immer eine Rolle gespielt. Seine wachen, blitzenden Augen kontrastieren mit seinem dezenten Erscheinungsbild – schwarzes Poloshirt, Fingerring, Armbanduhr, fertig. Mit lebendigen Gesten erzählt er konzentriert seine Geschichte. Der 62-Jährige war engagierter Christ, in der reformierten Landeskirche, in verschiedenen Freikirchen, zuletzt in der Freien Evangelischen Gemeinde. Er hat Bibeln verteilt, an Evangelisationen teilgenommen und mit seiner Frau Hauskreise veranstaltet. Als er theologische Zweifel an der Auslegung des Sündenverständnisses von Paulus äussert, wird ihm klar, dass er damit ein Minenfeld betreten hat: «Sie hätten mich am liebsten gelyncht.» Er bleibt weitere drei Jahre in der Gemeinschaft, verlässt sie dann aber nach der Scheidung von seiner Frau. Für den damals 37-Jährigen folgt eine über zehnjährige Suche in Buddhismus und Esoterik – er findet sich nirgends wieder. Schliesslich weckt eine Reise nach Marokko seine Neugierde für den Islam.

Er liest das erste Mal den Qur'an und erkennt vieles wieder, was ihn an die Bibel erinnert: «Ich war erstaunt. Manchmal dachte ich, das klingt ja wie bei David.» Aber seine Bilder, seine Urteile von früher sind noch



lange wirksam. Er kennt die Argumentation gegen den Islam gut, schliesslich hat er selbst als Freikirchler gepredigt, der Islam sei gefährlich. Kientzler bleibt skeptisch, liest Dokumentationen, Bücher von Islamwissenschaftlern, später wieder islamische Literatur. Er versteht den Islam zunehmend als Synthese der beiden älteren monotheistischen Religionen, in der die Gesetzmässigkeit des Judentums und die Freiheiten des Christentums verbunden werden. 2002, im Alter von 51 Jahren, ist er überzeugt und konvertiert.

Seit 9/11 ist ein solcher Schritt von grosser Brisanz, schliesslich werden Islam und Fanatismus in der öffentlichen Wahrnehmung oft gleichgesetzt. Das hindert Kientzler nicht daran, sich heute als «Fundamentalist» zu bezeichnen. Sein Glaube baue auf dem Fundament des Qur'an und der Sunna auf, aber man müsse «auch hinterfragen können, um zu verstehen, warum etwas so steht, wie es steht. Man kann das nicht einfach blind übernehmen.» Daniel-Ibrahim Kientzler ist heute Sekretär und Mediensprecher der Stiftung Islamisches Zentrum Volketswil, verfolgt die Schlag-

zeilen und ist oft betroffen von der vereinfachenden Berichterstattung über den Islam in der Schweiz: «Viele schlechte Erfahrungen hängen mit Bildung oder Tradition zusammen, nicht mit dem Islam. Da muss man differenzieren.»

An seinem Arbeitsplatz stellte die Konversion kein Problem dar. Seine Familie hingegen konnte sie nie verkraften, seine Schwester hat sofort den Kontakt abgebrochen. Seine protestantischen Eltern besuchte er noch, bis sich die Spannungen entluden und es zum endgültigen Bruch kam: «Meine ursprüngliche Familie gibt es in dem Sinn nicht mehr. Das ist sehr schmerzhaft.»

Zwischen Familie und eigener Überzeugung

Das Dilemma ist gross, wenn man seine Überzeugungen mit der Beziehung zur eigenen Familie bezahlen muss. «Es ist schwer, aber der Weg lohnt sich», sagt Kientzler. «Ich wusste, das war meine letzte Möglichkeit, meinen Weg zurück zu Gott zu finden.» Auch Andy bestätigt: «Ich musste einfach austreten, ich hatte keine Wahl.» Die Tragweite eines solchen Schrittes ist am Anfang des Weges kaum absehbar.

Um Gottes Willen!

Eine Religionswissenschaftsstudentin will ins Kloster

MARIA REGLI

Schade, dass ich damals nicht mehr mit ihr zu tun gehabt habe. Die kleine Tessinerin, die gebrochen Deutsch sprach und deren Gesicht ständig durch ihre Haare verdeckt war, war mir schon beim gemeinsamen Studienbeginn aufgefallen. Aber da sie sich in den Veranstaltungen kaum zu Wort meldete und sich auch sonst eher im Hintergrund hielt, wussten wir nicht viel von ihr.

Am Projekttag im dritten Studienjahr überraschte sie dann alle: Ihr Vortrag über ein Appenzeller Zen-Kloster war mit Abstand der beste. Danach sah ich Laura lange nicht mehr, bis ich zu meinem Erstaunen erfuhr, sie wolle Nonne werden.

Bald darauf befand ich mich auf dem Weg ins Tessin. Im nassgrauen Locarno treffen wir uns und fahren gemeinsam zur Madonna-del-Sasso-Kirche hinauf.

Fünf Monate im Kloster

Äusserlich scheint Laura unverändert, auf ihrem Gesicht dasselbe freundliche, ein wenig abwesende Lächeln. Doch in ihrem Innern muss sich viel abgespielt haben. Sie ist eben zurück aus Lourdes, wo sie fünf Monate in einem Karmelitinnenkloster verbracht hat und den Alltag der Nonnen teilte. Wie elektrisiert erzählt sie vom gemeinsamen Beten und Arbeiten, von den Gottesdiensten und vielen intensiven Gesprächen.

Das alles sei zu einer so überwältigenden Erfahrung geronnen, dass sie am liebsten gleich geblieben wäre: «Es ist schwierig, Nein zu sagen zu so einer Erfahrung.» Die Nonnen aber hätten die Unruhe in ihr als Zeichen gesehen, dass sie sich für die Entscheidung noch nicht genügend Zeit genommen habe. «Ich wollte so rasch wie möglich wissen, wie mein Leben und mei-

ne Geschichte in der Zukunft aussehen werden.» Dem setzten die Schwestern den Rat entgegen, vor einem Eintritt ins Noviziat mehr Lebenserfahrung zu sammeln.

«Man ist nie fertig»

Der Entscheid zum Klosterleben sollte in grösstmöglicher innerer Freiheit und Klarheit getroffen werden. Die Schwestern hätten sie gefragt: «Und was dann, wenn du Schwester bist? Glaubst du, damit irgend-

wie «fertig» zu sein? Denke nicht, dass das so sein wird. Man ist nie fertig. Man wächst ständig bis zum letzten Tag.» Statt im Kloster ist Laura nun wieder in der Uni und studiert Kirchenrecht im Master, ohne das Kloster ganz hinter sich zu lassen: «Es ist für mich eine Zwischenzeit. Ich habe diese Erfahrung im Herzen und lasse sie dort, damit sie Früchte bringt.»

Sie hat Frieden geschlossen mit der Tatsache, dass sich wichtige Entscheidungen



Karmelitin: Heilige Teresa von Avila (Juan de la Miseria)

Der fünfmonatige Aufenthalt im Karmelitinnenkloster in Lourdes hinterlässt bei der ehemaligen Religionswissenschaftsstudentin Laura einen tiefen Eindruck: Sie möchte Nonne werden.

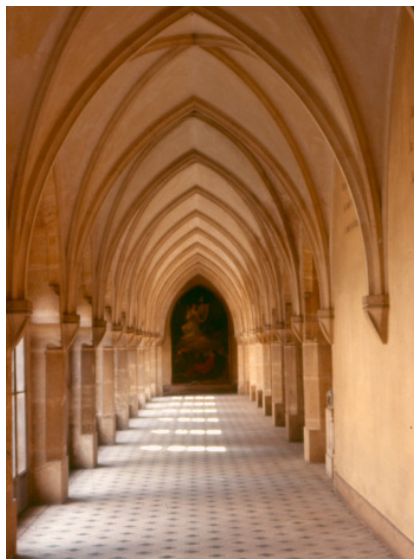
im Leben nicht von heute auf morgen ordnen lassen, und vertraut auf Gott, dass er sie auf den richtigen Weg führt.

Lauras Mutter sieht das anders und zu Hause hört sie oft: «Wenn du wirklich eine Berufung hättest, dann wärest du in Lourdes geblieben!» Es fällt ihr schwer, damit umzugehen, dass ihre Tochter nicht auf alle Fragen eine Antwort geben kann, selbst nicht weiss, wie sich ihr Leben entwickeln wird, ob sie in zwei Jahren in einem Kloster sein wird oder nicht.

Ein Licht am Horizont

Ist der Wunsch, Nonne zu werden, in der heutigen Zeit nicht recht aussergewöhnlich? Laura meint, dass sie häufig darauf angesprochen werde. Ihr Wunsch möge für Aussenstehende überraschend sein, für sie selbst sei er es nicht: «Die Möglichkeit, Nonne zu werden, war wie ein Licht erst ganz klein an meinem Horizont, ist dann aber immer näher gekommen.» Was nicht heissen will, dass es ihr leichtgefallen sei, sich diesen Wunsch einzugestehen. Eher in Panik sei sie geraten: «Man ist auch nur menschlich, und den Willen Gottes so deutlich zu spüren, kann am Anfang überraschend sein. Man braucht Zeit, um sich daran zu gewöhnen.» Sie habe viel gebetet und sehr viel Zeit und Energie in Klosterrecherchen investiert.

Der fünfmonatige Aufenthalt in Lourdes war dann umso bedeutungsvoller, weil er Laura zeigte, dass die anstrengende Suche nicht vergebens war. Sie spürte, dass der Karmelitinnenorden der richtige Ort sein könnte, um die lebendige und intensive Beziehung mit Gott zu leben, die sie sich für ihr Leben erhofft. Der Rahmen, den das Klosterleben bietet, erlaubt es, sich mit seinem ganzen Sein Gott zu widmen und so ein konsequent spirituelles Leben zu führen.



Kreuzgang des Karmeliterklosters in Dijon

Geistig gesund, frei und unglaublich lebendig

Als Laura schliesslich über ihre Beziehung zu Gott spricht, leuchten ihre Augen und ihr Gesicht strahlt: «Es ist wunderschön, vor Gott zu stehen und ihn zu fragen: «Was willst du von mir?» Und auf seine Antwort zu hören. In dieser Begegnung fühlt man sich vollkommen erfüllt und geliebt.»

Ihre Begeisterung ist spürbar, und ich beginne zu verstehen, was Laura dazu brachte, ihren Weg auf diesem ungewöhnlichen Pfad zu suchen. Ihr Lohn besteht darin, ihre innere Wahrheit gefunden zu haben und sich dabei «geistig gesund, frei und unglaublich lebendig» zu fühlen.

Tagesablauf der Karmelitinnen

6.25 Uhr	Stille Anbetung
7.30 Uhr	Frühstück
7.50 Uhr	Laudes (Morgengebet)
8.35 Uhr	Terz (Gebet zur dritten Stunde)
	Heilige Messe
	Frühstück
	Arbeit in der Gemeinschaft
12.00 Uhr	Sext (Gebet zur sechsten Stunde)
	Mittagessen
13.15 Uhr	Gemeinsame Pause
14.00 Uhr	Non (Gebet zur neunten Stunde)
	Arbeit in der Gemeinschaft
17.00 Uhr	Vesper (Abendgebet)
18.25 Uhr	Abendessen
19.15 Uhr	Gemeinsame Pause
20.00 Uhr	Komplet (Nachtgebet)
	Individuelle Lektüre spiritueller Texte
21.25 Uhr	Lesehore (nächtliches Chorgebet)
22.00 Uhr	Rückzug in die Zelle

Das BETH CHANA an der Bergstrasse 4 in Zürich ist mehr als nur ein jüdisches Wohnheim für Menschen mit einer geistigen oder leichten körperlichen Behinderung. Für seine Bewohner und Bewohnerinnen ist es ein Zuhause, das ihnen viel Raum für die Gestaltung ihrer persönlichen und religiösen Bedürfnisse lässt.

Religiös leben trotz und mit Behinderungen

SARAH WEIBEL

Im Wohnzimmer erinnern Girlanden an eine vergangene Geburtstagsparty, die freundlich anmutenden Blumen-gestecke auf den gelben Tischen an das Klischee einer Seniorenresidenz. Doch das rote, unscheinbare Haus an der Bergstrasse 4 in Zürich ist viel mehr als das. Es ist das einzige Behindertenwohnheim im deutschsprachigen Raum, das nach traditionellen jüdischen Grundwerten und Gesetzen geführt wird. Schon die Türrahmen verweisen darauf: An ihnen ist jeweils eine Holzkapsel, eine Mezuzah, befestigt. «Sie enthält eine kleine Pergamentrolle, auf der handgeschriebene Ausschnitte aus dem Sch'ma Jisrael stehen», erklärt Dani. Der ältere Herr, der täglich die gesunden Eigenschaften von Schokolade propagiert, ist einer der 15 Bewohner von Beth Chana. Hier leben Menschen mit geistiger oder körperlicher Behinderung im Alter zwischen neunzehn und achtzig Jahren. Sie wohnen nach Geschlechtern getrennt auf vier Stockwerken verteilt und geniessen einen unglaublichen Ausblick über die Stadt und den See bis hinüber zum Üetliberg.

Der gemeinsame Nenner ist das Judentum

Manche sind sehr selbständig, andere brauchen viel Pflege und Betreuung. «Wir sind nicht auf einen Bereich spezialisiert. Der gemeinsame Nenner unserer Bewohner ist das Judentum», sagt Leslie Hertig, der das Wohnheim seit 1989 leitet. Erklärtes Ziel der Heimleitung ist es, möglichst viele der 613 Mitzwot (365 Verbote und 248 Gebote) konsequent einzuhalten. Der Tages-, Wochen- und Jahresablauf im Wohnheim ori-

entiert sich an der Religion und dem jüdischen Festkalender. «Diese klaren Strukturen geben den Bewohnern Halt und ein Gefühl der Sicherheit durch Aha-Erlebnisse, weil sich die Feiertage und die Rituale wiederholen», betont Hertig. Der religiöse Hintergrund, den die Bewohner aus ihren Familien mitbringen, ist ganz unterschiedlich, einige stammen aus sehr frommen, andere aus weniger religiösen Familien. Auch deshalb ist für Antworten auf allfällige religiöse Fragen der Bewohner gesorgt. Monatlich findet ein Feiertags-/Wochenabschnittskurs statt, in dem sie zum Beispiel etwas über die anstehenden Feiertage lernen können.

Milchiges und Fleischiges

Die religiöse Atmosphäre wird auch an jedem Schabbat spürbar. Er beginnt freitags mit dem Sonnenuntergang und endet am Samstag wieder mit ihm. Am Schabbat soll jegliche Arbeit ruhen und auch diejenigen Bewohner bleiben zuhause, die sonst einer ganz- oder halbtägigen Arbeit nachgehen. Eine sogenannte Schabbatvertretung, eine Person die sich mit den rituellen Bräuchen auskennt, begleitet sie durch den Ruhetag. Alle kleiden sich festlich, finden sich im Wohnzimmer für Gesang und Gebete zusammen und freuen sich am Schabbateingang auf ein ausgiebiges Nachtessen. Dieses und das Mittagessen für den Samstag wird jede Woche am Freitagnachmittag von der Kochgruppe, die neben den Betreuern auch aus drei Bewohnern besteht, zubereitet. «Am Samstagabend gibt es jeweils Café complet. Für dieses Essen

müssen wir nichts vorbereiten», meint die selbstbewusste Bewohnerin Bea, die ebenfalls bei der Kochgruppe mitwirkt. Gekocht wird konsequent nach den traditionellen jüdischen Speisegesetzen: koscher mit der strikten räumlichen und zeitlichen Trennung zwischen «fleischigen» und «milchigen» Speisen.

Selbstvertrauen durch Religion

Einige Bewohner gehen am Samstagmorgen in die Synagoge im Hugo-Mendel-Heim, der jüdischen Seniorenresidenz am Zürichberg. «Neben der Ruhe – am Schabbat bleiben alle Fernseher und Radios ausgeschaltet – freue ich mich jede Woche besonders auf die Synagoge im Mendelheim», berichtet Dani begeistert. Dort darf er jeweils die letzte Hymne, das Shir Hakavod, vortragen. Auch Alain, der mit leicht französischem Akzent spricht, beteiligt sich am Schabbatmorgengebet. Er darf die Türen des Thoraschranks öffnen, gelegentlich die Thora herausnehmen und dem Vorbeter übergeben. «Das Gefühl, gebraucht zu werden, ist für uns Menschen doch oft sehr wichtig. Die Religion gibt den Bewohnern unter anderem genau dieses Gefühl», sagt der Heimleiter.

Auch beim Gebet in der Synagoge wird das deutlich: Um aus der Thora lesen zu dürfen, benötigt man einen sogenannten Minjan, zehn religiös mündige Männer, die daran teilnehmen. Oft sind im Hugo-Mendel-Heim nicht genügend anwesend, weshalb sie froh um den Besuch der Bewohner vom Beth Chana sind. «Durch die aktive Teilnahme an den religiösen Ritua-



Bewohnerin des Wohnheims Beth Chana mit Schabbatkerzen

len und Gebeten fühlen sie sich nicht nur in die jüdische Gemeinschaft integriert, sie gibt ihnen auch sehr viel Selbstvertrauen», sagt Hertig. Die Bewohner wissen genau, was an den jeweiligen Feiertagen geschieht und was zu tun ist. «Sie wissen das auch besser als die Mitarbeiter, von denen die meisten Nichtjuden sind. Die Bewohner sind die Experten an diesen Tagen», sagt Hertig.

Man hilft einander

Das Einhalten der Gesetze ist für manche Bewohner allerdings nicht immer einfach. Susi verspürt täglich den Drang, zwei Postkarten zu schreiben – auch am Schabbat, an dem das Schreiben eigentlich untersagt ist. Aufgrund einer rabbinischen Erlaubnis, die der Heimleiter speziell für die Wohnheimälteste eingeholt hat, steht dem täglichen Kartenschreiben nun auch am Schabbat nichts mehr im Wege. «Es wird immer irgendwie eine Lösung gefunden», sagt Hertig.

Jeder nimmt nach seinen Möglichkeiten am religiösen Leben teil. Manche können nicht lesen, wissen die Gebete und Lieder jedoch auswendig. Einige sprechen nicht, dafür wippen sie jeweils mit grossem Körpereinsatz und viel Enthuse-

sasmus im Takt der Gebete mit. Bei Bedarf hilft man einander. Für einen Bewohner mit Trisomie 21 kommt an den Werktagen ein traditioneller orthodoxer Jude vorbei. Er unterstützt ihn beim Anlegen der Tefillin, der Gebetsriemen mit Gebetskapseln aus Leder, die von den Männern beim Morgengebet getragen werden. Dani kümmert sich um seinen Zimmergenossen Jossi, der nicht reden kann. Er setzt ihm täglich die Kippa, die traditionelle Kopfbedeckung jüdischer Männer, behutsam auf den Scheitel und spricht an seinem Bett das Abendgebet stellvertretend für ihn mit.

Das Wohnheim Beth Chana schafft Aussergewöhnliches: ein Umfeld, in dem seine Bewohnerinnen trotz und mit ihren Beeinträchtigungen nach traditionellen jüdischen Grundwerten und Gesetzen leben können. Rahmenbedingungen, die in anderen Wohnheimen fehlen. Bewohnerin Bea äussert sich zu diesem Mangel nachdenklich: «Die Religion ist doch für uns genauso wichtig, wie für andere Menschen auch!» Die Nachfrage, auch aus den Nachbarländern, ist dementsprechend gross. «Wir haben sogar eine Warteliste», berichtet der Heimleiter nicht ohne Stolz.

Beth Chana

Das Wohnheim Beth Chana ist einem gleichnamigen Verein angegliedert, der seit 1977 jüdische Menschen mit einer Behinderung betreut, berät und fördert und ihre Familien unterstützt.

Der Vereinsname setzt sich aus dem hebräischen Wort für Haus («beth») und dem Namen Hanna (hebräisch «chana») zusammen und erinnert bis heute an die Tochter der Stifterin Gretel Lutomirsky, die bei einem Unfall ums Leben gekommen ist. Das Haus wurde 1981 zum ersten Mal bezogen.

Kontakt:

BETH CHANA
Verein für jüdische Behinderte
Dreikönigstr. 49
8002 Zürich

Tel.: +41 (0)44 262 72 76
Fax: +41 (0)44 280 04 17
verein@bethchana.ch

Keine Gewalt dem Kohl

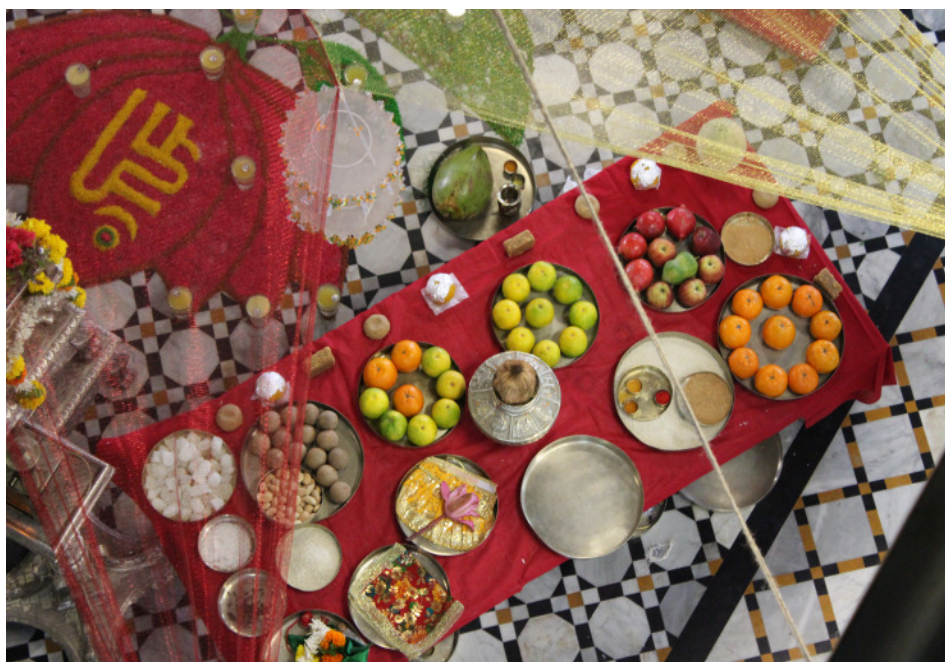
Leben nach den jainistischen Nahrungsvorschriften – ein Selbstversuch

SIMONA PFISTER

Vermutlich werde ich verhungern – mein erster Gedanke, als ich auf die Liste der «verbotenen» Nahrungsmittel schaue. Kein Fleisch, das bin ich mir gewohnt. Aber die nächsten drei Tage soll ich auch keinerlei Milchprodukte, keine Eier, kein Wurzelgemüse, keinen Kohl (wegen der Käferchen zwischen den Blättern) und keine verarbeiteten Produkte essen. Denn bei der Herstellung dieser Esswaren kommen Lebewesen zu Schaden, seien es Tiere oder Pflanzen. Und das widerspricht dem ersten der fünf grossen Gelübde des Jainismus: dem Ahimsa, Nicht-Verletzen. Es verlangt ausserdem, dass ich vor und nach Sonnenuntergang keine Nahrung zu mir nehme. Schliesslich könnten Insekten vom künstlichen Licht angezogen werden, ins Essen fallen und sterben.

Blöd, ausgerechnet im November in die Haut einer Jaina schlüpfen zu wollen, überlege ich und giesse mir einen Tee ein. Gerade will ich den Honiglöffel ablecken, da wird mir bewusst, dass der goldene Süssmacher für mich nun verboten ist. Honig gehört schliesslich den Bienen. Im Tee ist er jetzt schon drin. Misstrauisch schaue ich auf die schwarze Brühe: Beim Fermentieren der Teeblätter könnten Mücken gestorben sein. Ich giesse ihn weg. Dafür esse ich meinen selbstgemachten Apfelmushaferbrei ohne schlechtes Gewissen – und ohne Milch. Das schmeckt auch nur halb so schlecht, wie es klingt. Und die Äpfel habe ich selbst vom Boden aufgesammelt.

Auf dem Weg zur Uni beginne ich zu überlegen, wer und was bei der Produktion meiner Kleider, der Strasse, des Busses und des Unigebäudes zu Schaden gekommen ist. Wer sein Essen so unter die Lupe nimmt, beginnt unweigerlich auch am Rest seines



Opfergaben im Shri-Mahaveer-Swami-Jaintempel in Mumbai

Jain-gerechtes Rezept

Gefüllte Zucchini mit Kürbis und Reis (für 2 Personen)

1 EL	Olivenöl
120 g	Risottoreis
300–400g	Butternusskürbis, in Würfel geschnitten
2 EL	Rosinen
½ TL	Zimt
½ TL	gemahlene Gewürznelken
Salz	
2–4	grosse Zucchini

Öl erhitzen und Reis, Kürbis, Rosinen und Gewürze dazugeben, 5–10 Minuten lang andünsten. Zucchini in der Zwischenzeit der Länge nach halbieren und aushöhlen. Alle Hälften in einen flachen Topf geben, mit der Reismischung füllen, 2–3dl gesalzenes Wasser dazugiesen (die Flüssigkeit sollte bis knapp unter die Füllung reichen) und bei geschlossenem Deckel und milder Hitze für 30–40 Minuten garen, dabei die Zucchini ab und zu mit der Garflüssigkeit beträufeln. Wenn die Garflüssigkeit fast vollständig absorbiert und der Reis weich ist, servieren.

Konsums zu zweifeln. Zum Mittagessen besuche ich einen Bioladen – Massenproduktion im Supermarkt kann ja nicht im Sinne eines Jainas sein. In der Eile kaufe ich bloss einige Äpfel, ein Sojajoghurt und ein Körnerbrötchen. Die Einzige, die bei diesem Essen zu Schaden kommt, bin ich. Das Joghurt schmeckt nach abgestandenem Putzmittel, und eine Stunde später bin ich wieder hungrig. Ich hoffe, dass mein Magenknurren in der Vorlesung nicht auffällt, und beschliesse, die nächsten zwei Tage geordneter vorzugehen. Ich stelle einen Menüplan auf und starte einen Grosseinkauf im Reformhaus.

Danach eile ich vollgepackt mit Biogemüse und Sojamilch nach Hause, um eine Kürbissuppe zu kochen, solange es draussen noch hell ist – ohne Zwiebeln, Fertigbouillon und Ingwer, versteht sich. Kaffeeplatsch mit einer Freundin liegt nicht mehr drin. Sie reagiert mit Befremden, als ich ihr das mit dem Licht und den Insekten zu erklären versuche. Wer konsequent jainistisch essen will, muss ziemlich verständnisvolle Bekannte haben, denke ich auf dem Nachhauseweg. Und viel Zeit. Und er muss viel planen.

Das gelingt mir am zweiten und dritten Tag tatsächlich schon besser. Ich halte mich an meinen Menüplan und nehme mir die Ruhe, alles selbst und rechtzeitig zu kochen. Zwar bin ich jetzt ziemlich eingeschränkt in meinem Tagesablauf, und die Kocherei braucht viel Zeit und Aufwand. Ausserdem verschiebt sich mein ganzer Tagesablauf einige Stunden nach vorn. Aber die strikte Tagesstruktur gibt mir Halt. Und ich entdecke überraschend leckere Gerichte mit Getreide, Tofu und Fruchtgemüse. Ausserdem esse ich ruhiger, bewusster, schätze meine Nahrungsmittel. «Das ist doch ein fantastisches Geschenk der Natur, so eine Aubergine!» rufe ich beim letzten Abend- bzw. Nachmittagsessen als Jaina aus. Mein Mitstudent schaut mich misstrauisch an. Mit dem Verständnis hapert's noch. Ich erkläre ihm, dass mir durch die Einschränkung bewusst geworden ist, wie viel ich eigentlich auf Kosten anderer konsumiere; dass ich die Natur nun als Gegenüber wahrnehme, das mich am Leben erhält, und dass ich es eigentlich ziemlich fair finde, wenn ich sie auch am Leben lasse. Er nennt mich «esoterisch» und geht. Ich möchte ihm gerne etwas nachschmeissen, aber das wäre wohl auch ein Verstoss gegen das Ahimsa.

Jainismus

Der Jainismus ist im 5./4. Jh. v. Chr. in der Gangesebene entstanden. Als Stifter der Religion und historische Figur gilt Mahavira («grosser Held»), der als letzter von 24 Jinas («Siegreichen») verehrt wird. Durch intuitives und intellektuelles Erkennen und einen rechten Lebenswandel soll es den Jinas gelungen sein, den Kreislauf von Leben, Tod und Wiedergeburt zu durchbrechen. Sie gelten somit als exemplarische, menschliche Existenzen und werden von den Jainas als Heilsbringer verehrt. Zentral für den Lebenswandel der Jainas sind die fünf Grossen Gelübde, die sowohl für Mönche und Nonnen als auch, in abgeschwächter Form, für Laien Geltung haben.

1. Nicht verletzen
2. Nicht lügen
3. Nicht nehmen von Nicht-Gegebenem
4. Keine unehelichen Beziehungen
5. Entsagen von übermässigem Besitz

Diese Regeln sind einerseits in den Chedasutras, den Vorschriften für Nonnen und Mönche, niedergelegt, die auch noch heute Grundlage vieler Jain-Gemeinschaften in Indien bilden. Andererseits berufen sich Jainas auf das Tattvartha Sutra, eine Zusammenfassung der gesamten Jain-Lehre in Form von Lehrsätzen, die vermutlich Ende des 3. Jh. n. Chr. entstanden ist.

Darin finden sich zahlreiche Anweisungen, die das erste Gelübde – das Nicht-Verletzen, Ahimsa – durch präzise Anweisungen ausführen. Nicht nur für die Ernährungsgewohnheiten der Anhänger, sondern auch für ihre Berufswahl hat die strikte Befolgung dieser Regel zahlreiche Konsequenzen. Weil Arbeiten, bei denen Lebewesen zu Schaden kommen könnten (wie in der Landwirtschaft oder auf dem Bau), verboten sind, finden sich unter den Jainas besonders viele Menschen in kaufmännischen Berufen und entsprechend wohlhabende Familien. Schätzungen gehen davon aus, dass es heute weltweit ungefähr vier bis acht Millionen Jainas gibt; ein Grossteil von ihnen lebt in Indien.



Eingangsbereich des Shri-Mahaveer-Swami-Jaintempels in Mumbai

Eine religiöse Heimat finden

Bekennende Homosexuelle begegnen in freikirchlichen Gemeinden Schwierigkeiten. Der Verein Zwischenraum, seit 2002 Anlaufstelle für fromme Homo-, Bi- und Transsexuelle, bietet neue Perspektiven.

SENATA WAGNER

Auf einer schwarzen Vespa braust Eva Kaderli heran. Unter dem hochgeklappten verspiegelten Helmvisier lacht ihr freundliches Gesicht hervor. Die 39-Jährige streift den Helm ab, lockert mit der rechten Hand ihre Kurzhaarfrisur, die Ohrstecker funkeln im Sonnenlicht. Zusammen mit ihrer Frau Sara Folloni leitet Eva Kaderli seit rund fünf Jahren die Zürcher Regionalgruppe von Zwischenraum.

Dieses Angebot ist für homo-, bi- sowie transsexuelle Christinnen und Christen gedacht, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung negative Erfahrungen mit christlichen Gemeinschaften gemacht haben. Die meisten der inzwischen 35 Zwischenraummitglieder besitzen einen freikirchlichen Hintergrund. In der Regel haben sie am eigenen Leib erfahren, dass das Ausleben ihrer sexuellen Orientierung mehrheitlich als Sünde bewertet und innerhalb ihrer Gemeinde nicht toleriert wird.

Homosexualität oder Gemeinde

Auch Eva Kaderli sah sich mit diesem Dilemma konfrontiert: Vor 17 Jahren hat sie sich in einer Pfingstgemeinde in ihre heutige Frau verliebt: «Zwischen uns bestand eine enorme Anziehungskraft, eine immense Erotik. Dass es sich dabei um Liebe handeln könnte, war uns lange nicht klar. Diese Option hat in unserem damaligen Umfeld gar nicht bestanden.» Nachdem sie sich innerhalb der Pfingstgemeinde zu ihrer Liebe bekannt hatten, verliessen sie die Gemeinde gezwungenermassen. Wie andere Homo-, Bi- oder Transsexuelle in Freikirchen wurden sie vor die Wahl gestellt: religiöse Gemeinde oder sexuelle Identität. Beides zusammen scheint nicht vereinbar zu sein. Eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft wird

oft mit einem freiwillig gewählten, sündhaften Lebensstil gleichgesetzt – argumentiert wird mit der Bibel. Die Bibel werde bei Zwischenraum aus verschiedenen Perspektiven betrachtet, erklärt Eva Kaderli. Es ist eine differenzierte, historisch-kritische Leseweise, die sowohl die narrative Struktur der Bibel als auch den situativen Kontext berücksichtigt.

Dieses Unterfangen regt zum Nachdenken an. Auch Eva Kaderli durchlebte Glaubenskrisen, in denen sie sich fragte, ob es sich bei ihrer Überzeugung, Gott liebe sie so, wie er sie geschaffen habe – nämlich als lesbische Frau –, nicht doch um einen Irrtum handle. Aber «trotz aller Rückschläge loderte immer ein Flämmlein. Die Liebe zu Jesus kann nicht vernichtet werden!»



Logo des Vereins Zwischenraum

Deftige Werte

Zwischenraum ist stark am evangelikalen Gemeinschaftswesen angelehnt. Die ehemaligen Freikirchenmitglieder empfinden den landeskirchlichen Glauben als starr und gefühllos. Tobias Brun*, Gründungsmitglied von Zwischenraum, meint: «Ich bezahle einen sehr hohen Preis als homosexueller Christ. Dann will ich auch das bekommen, was ich brauche: deftige Werte, einen Jesus-zentrierten Glauben und gemeinschaftsbetonende Hauskreise.

Das, was einige Leute vielleicht fundamentalistisch nennen würden.» Der Hauskreis von Kaderli und Folloni trifft sich alle zwei Wochen für rund drei Stunden bei ihnen zuhause.

Die sechs bis neun Anwesenden singen, beten und diskutieren gemeinsam Glaubensfragen: Manchmal kommen bestimmte Bibelverse, manchmal grundlegende Themen wie Gnade und Liebe zur Sprache. Auch die Sexualität wird nicht ausgespart. «Wenn ich mich für eine in Verantwortung vor Gott gelebte Sexualität starkmache, tue ich das nicht nur, weil es die Bibel vorschreibt, sondern weil ich überzeugt bin, dass dies für uns Menschen am gesündesten ist. Gott hat sich etwas dabei gedacht», so Kaderli.

In der Anfangsphase von Zwischenraum sei die Vereinbarkeit von Homosexualität und christlichem Glauben häufig diskutiert worden, erzählt Tobias Brun. «Mit der Gründung von Zwischenraum Zürich haben wir eine klare Antwort auf die Frage: Darf ich schwul sein? gegeben. Oft habe ich während der Hauskreise die Präsenz einer göttlichen Energie wahrgenommen. Das hat mich innerlich ruhig gemacht und mich in meinem Handeln bestätigt.»

Kein «Psychotherapieersatz»

Immer wieder wird Eva Kaderli von Leuten kontaktiert, die sich in einer emotional instabilen, teilweise gar kritischen Lage befinden. Als Gruppenleiterin will Kaderli sichergehen, dass die Interessenten sich ernsthaft mit dem christlichen Glauben auseinandersetzen und Zwischenraum nicht als Kontaktbörse oder Psychotherapie betrachten. Es sei an ihr, in einem vorgängigen Gespräch abzuklären, inwiefern die Aspiranten in die bestehende Gesprächsrunde passen. Denn gerade für intime Un-



terhaltungen müsse die Gruppenzusammensetzung berücksichtigt werden. Zwischenraum ist Anlaufstelle für Menschen, die sich nach Gesprächen mit Gleichgesinnten sehnen: mit frommen und homo-, bi- oder transsexuellen Personen, die eine ähnliche Lebensweise teilen, ähnliche Erfahrungen gemacht haben, ähnliche Probleme kennen oder sich mit ähnlichen Fragen beschäftigen.

Die freikirchliche Vergangenheit, das Verlassen der Gemeinde und persönliche Erniedrigungen hinterlassen seelische Narben. Gebete, Fürbitten und Singen sollen helfen, die psychischen Schmerzen zu lindern. Aber «obwohl wir manchmal die Funktion einer Selbsthilfegruppe übernehmen, sind wir weder professionelle Seelsorgerinnen noch Psychologinnen», sagt Eva Kaderli. Und so kommt es durchaus vor, dass sie Leute ablehnen muss. Sich in solchen Fällen abzugrenzen sei schwierig, doch wichtig, um den Schutz des Hauskreises zu gewährleisten.

Homosexualität und Christsein

Der Dialog mit den Freikirchen – sofern

überhaupt möglich – verläuft laut Kaderli harzig. Noch immer seien Personen, die nicht der heterosexuellen Norm entsprechen, den Vergleichen mit Pornografie-süchtigen oder Pädophilen ausgesetzt. Nicht zuletzt deshalb distanzieren sich viele aus der LGBTI-(lesbian, gay, bi-, trans-, intersexual)-Community – vom Christentum.

Eva Kaderli bedauert das. «Wenn ich Homosexuelle sagen höre, dass sie dem christlichen Glauben auch einmal verbunden waren, aber zur Erkenntnis gelangt seien, dass sie dort offensichtlich nicht willkommen sind, macht mich das tieftraurig.» Aber längst nicht alle frommen Menschen seien homophob und der Glaube an Jesus Christus, an Gott und den heiligen Geist könne nicht einfach so abgestreift werden – ebenso wenig wie die sexuelle Orientierung. «Ich erlebe oft, dass Leute schockierter sind von meiner Frömmigkeit als von der Tatsache, dass ich mit einer Frau verheiratet bin.» So kam es, dass sich Eva Kaderli eine neue religiöse Heimat gesucht hat. Doch auch mit Zwischenraum muss sie

Kompromisse eingehen; zwei Hauskreistreffen im Monat sind ihr eigentlich zu wenig.

Zwischenraum ist ein Verein von Homo-, Bi- und Transsexuellen jeden Alters, die ihre sexuelle Identität und ihren christlichen Glauben leben wollen. Zwischenraum wurde 2002 von Günter Baum in Basel gegründet. Seither haben sich in der Schweiz und in Deutschland 13 weitere Regionalgruppen etabliert. Die Zürcher Vereinigung besteht seit 2005, mit derzeit 35 Mitgliedern, von denen zwei Drittel Männer sind.

Kontakt:
www.zwischenraum.net

«Ein Zaun im Leben»

Ein Gespräch mit der Zürcher Lehrerin Nelly Adler über Feminismus und das Frausein im orthodoxen Judentum.

LÉA BURGER

Würden Sie sich Feministin nennen, Frau Adler?

Wenn ich es mir recht überlege, habe ich es gar nicht nötig, mich Feministin zu nennen. Ich muss für nichts kämpfen. Für mich beinhaltet Feminismus immer so eine Art Kampfhaltung.

Wie meinen Sie das?

Die Frau im Judentum hat eine starke Rolle. Während der Mann sich ins religiöse Wissen vertieft, kümmert sich die Frau um das Haus und die Kinder. Die Frau kann zwar in die Synagoge gehen und dreimal täglich beten, muss aber nicht. Sie ist froh, wenn sie diese religiösen Pflichten mit all dem Klimbim weglassen kann, denn sie hat viel Wichtigeres zu tun: Die Organisation des Sabbats, die Einhaltung der koscheren Essenszubereitung, das Erziehen der Kinder – all das ist elementar für das authentische, also praktizierte Judentum.

Was ist die Rolle der Mutter darin?

Also Mütter gibt es so viele verschiedene (lacht). Aber eine Mutter ist im Alltag sehr bestimmend. Und der Vater ist mehr für das Extralernen, für das jüdische Lernen zuständig.

Wie war das bei Ihnen?

Ich bin eher der intellektuelle Typ. Ich habe meinen Kindern vielleicht nicht genug Zärtlichkeiten gegeben. Meine Schwiegertöchter machen das viel mehr, das finde ich schön, sie verküssen und umarmen ihre Kinder. Aber unsere Kinder können immer zu uns kommen! Mein Mann ist ein guter Vater, für ihn sind die Kinder das Wichtigste. Er hilft mir auch in der Küche, also eigentlich macht er mehr als ich und ist der bessere Organisator. Wir haben in der Familie generell eine nahe Beziehung, weil

wir immer spätestens am Samstag zusammenkommen und singen, über den Wochenabschnitt der Thora sprechen, und die Enkel erzählen aus dem Chingsi oder aus der Schule. Es ist sehr viel quality-time und all die Feiertage – die Kinder sind immer beteiligt, und schon von klein auf!

Gibt es eine Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern auch in der Synagoge?

Die Frau hat keine wichtigen Aufgaben in der Synagoge. Die religiösen Handlungen sind den Männern überlassen, und in der orthodoxen Synagog' sitzen die Frauen oben und die Männer unten.

Stört Sie das?

Überhaupt nicht. Ein Grund, der dafür angegeben wird, ist, dass der Mann sich auf sein Gebet konzentrieren kann und nicht auf die Frauen. Ja, man ist in der Synagog' für das Gebet und zum Reflektieren da und nicht, um sich gesellschaftlich zu treffen. Das kann man später tun, bei einem Empfang zum Beispiel.

Wären Sie gerne einmal unten gesessen?

Nein. Es fehlt mir nicht. Wissen Sie, ich habe das Gefühl, dass diese Frauen mit den erkämpften Rechten sich gar nicht immer so viel Positives eingeheimst haben. Die Frauen aus unserem Kreis, also aus dem orthodoxen – die akzeptieren das voll –, aber sagen wir, solche, die halb orthodox sind, die haben Mühe damit und kämpfen ein wenig dafür. Aber ich glaube, dass sie vielleicht auch ihr Frausein nicht so akzeptiert haben.

Sie haben Ihre Rolle als Frau immer akzeptiert?

Ich habe das noch nie in Frage gestellt, nein. Vielleicht habe ich mal bedauert, dass ich nicht studiert und etwas abge-

schlossen habe. Ich habe sehr jung geheiratet, und mit 21 hatte ich das erste Kind. Bevor ich geheiratet habe, konnten wir es uns einfach nicht leisten, dass ich studiere, und so habe ich von 18 bis 20 gearbeitet. Aber später habe ich lange mit einem Fernstudium geliebäugelt. Jetzt bin ich über 70 und ich glaube, dass ich nun mit diesen Sachen, die ich gelernt habe, auch gut leben kann.

Was halten Sie von der Frauenordination?

Das versuchen natürlich die Reform- und liberalen Juden einzuführen. Das geht nach unserer Lebensweise nicht, weil eben Männer und Frauen getrennt sind. Der Mann lernt und muss sich im religiösen Wissen vertiefen. Wobei es schon so ist, dass auch Frauen viele, aber kleinere Jobs in der Synagog' haben. Aber Ordination, nein.

Können Sie nachvollziehen, dass eine Frau das Bedürfnis nach mehr Teilhabe hat?

Ja, das kann ich schon. Also eine Bekannte von mir wollte einführen, dass auch drei Frauen das Tischgebet sprechen dürfen, was eigentlich den Männern vorbehalten ist. Da ist eigentlich nichts dabei. Aber ich frage mich, was sie davon hat, warum ist es ihr so wichtig gewesen? Ich glaube, das hängt damit zusammen, ob man von der eigenen Aufgabe oder Rolle überzeugt ist oder ob man sich wertlos fühlt und darum kämpfen muss. Und manchmal sind die ganz starken Kämpferinnen vielleicht auch die, die in der Ehe nicht so befriedigt sind.

Das heisst, Sie haben eine gute Ehe?

Nicht so eine leichte (lacht), aber doch eine schöne! Wir sind jetzt seit 55 Jahren verheiratet, und wenn wir das ausgehalten haben, dann geht es auch noch die nächsten paar Jahre. Ich habe in meiner Ehe viel Freiheit für persönliche Entscheidungen, und

das ist mir sehr wichtig. Zum Beispiel habe ich eine Stellvertretung als Lehrerin angenommen, obwohl mein Mann gesagt hat, ich solle nicht, ich hätte das nicht nötig. Aber er akzeptiert meine Entscheidung. Ich glaube, dass man heute nicht mehr so eingestellt ist, an Eheproblemen zu arbeiten und Schwierigkeiten zu überwinden. Wie oft stellt mir jemand seine Partnerin vor als «Partnerin auf Zeit» – man geht ja schon mit dieser Einstellung durch das Leben. Das ist sehr schade.

Sie haben von Freiheit gesprochen.

Inwiefern ist Selbstbestimmung für Sie wichtig?

Die ist für mich sehr wichtig! Selbstbestimmtheit heisst, dass ich die Sachen, die mir wichtig sind, auch durchführen kann. Aber Selbstbestimmung im Judentum ist nur in einem gewissen Grad möglich, weil wir uns unter die göttlichen Gesetze unterwerfen. Wenn Sie zum Beispiel sexuelle Freiheit wollen, dann kann ich als gläubige Frau nicht mit jedem Mann schlafen. Wir sind viel zu tief in diesem religiösen Lernen drinnen, die Frauen und die Männer. Wir sind vielleicht zu durchtränkt mit dieser Idee eines wertvollen Lebens, dass wir nicht einfach jede Gelegenheit ausnutzen wollen. Natürlich gibt es immer mal Ausnahmen und jemand lebt ein Sexualleben ausserhalb der Ehe.

Ist in diesem Zusammenhang die rituelle Beschneidung zu verstehen?

Sehen Sie, die Beschneidung bedeutet eigentlich, dass der Mensch auf die Welt kommt und selber etwas erarbeiten muss. Der Trieb des Mannes ist viel stärker als derjenige der Frau, ich weiss nicht, ob das heute noch so stimmt, aber mit dem Zeichen durch die Beschneidung zwischen Gott und dem Mann zeigt er, dass er daran arbeitet. Es wäre vielleicht nicht nur der sexuelle Trieb, es können auch noch andere Triebe sein.

Und wie ist das bei der Frau?

(Langes Schweigen) Ich würde sagen, dass all die Vorschriften, die für die Frau gelten, etwa das Haar zu bedecken und in einer gewissen Weise angezogen zu sein, in einer gewissen Form auch eine Einschränkung sind, die ihr zeigt, wie sie leben sollte.

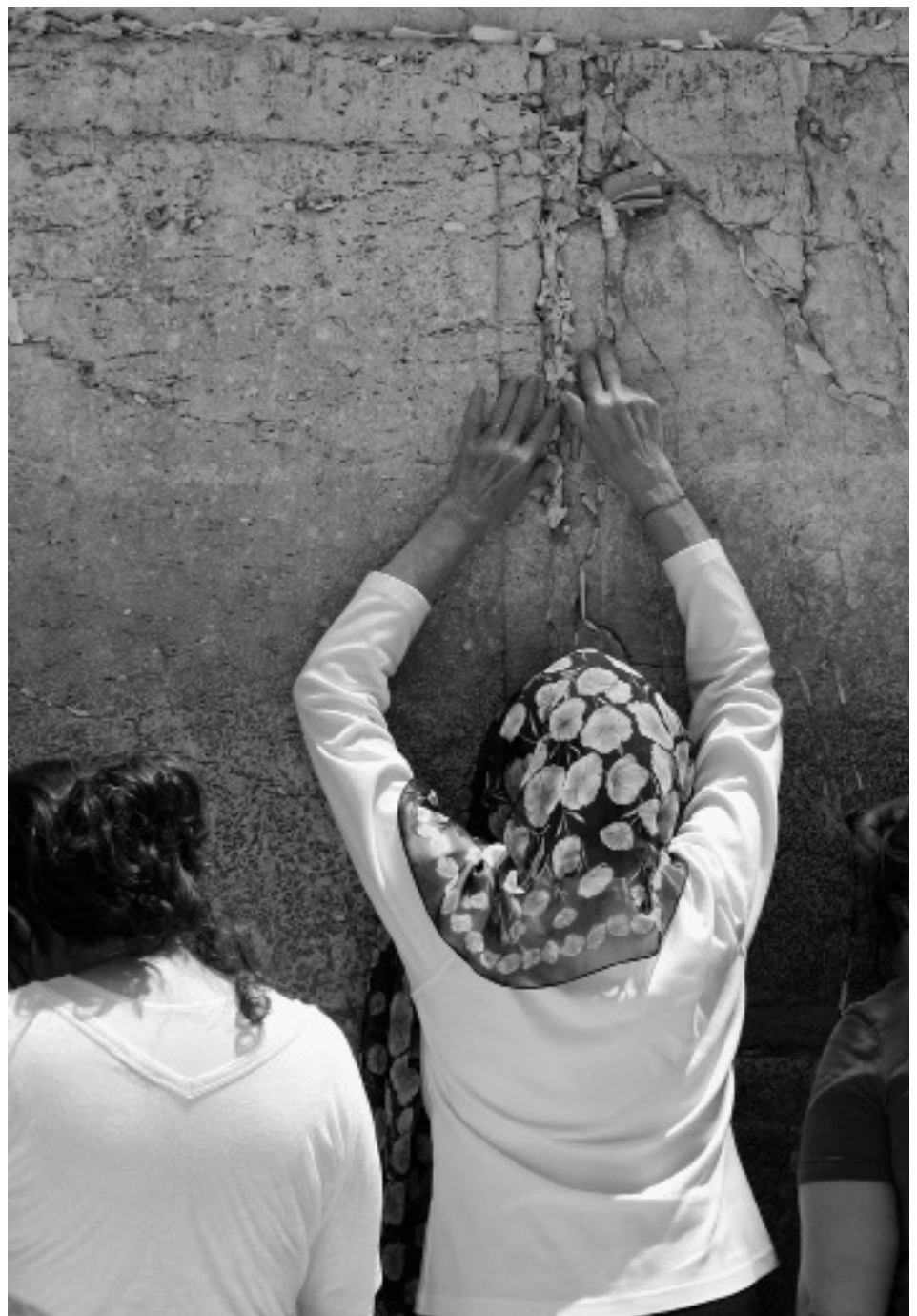
Aber Perücke und Kleider kann man ab- und ausziehen, eine Beschneidung nicht.

Richtig. Aber ich glaube, bei der Frau ist es nicht so eine dringende Sache, sie hat es nicht so nötig. Obwohl sich das vielleicht ein wenig geändert hat und die Frauen heute ihre Pflichten manchmal vergessen. Aber wissen Sie, die vielen Pflichten, die wir im Judentum haben, sollen uns schlussendlich zu einem guten Leben führen,

nicht zu einem schlechten. Wir sind auch keine Mönche. Das Judentum ist eine bejahende Religion!

Für Sie können Pflichten auch befreiend sein?

Genau. Sie geben einem eine Richtung. Wir nennen es auch einen «Zaun» im Leben, so dass du nicht von Weg abkommst und in Gefahr gelangst. Die Pflichten und Gesetze geben Sicherheit.



Frauen an der Klagemauer in Jerusalem

Der Fachverein Religionswissenschaft und Theologie setzt sich ein für die Studierenden der Theologischen Fakultät, fördert ihre Vernetzung, motiviert sie zu unipolitischem Engagement und vertritt ihre Interessen vor der Fakultät.

Kontakt: fvtheorel@theol.uzh.ch

Porträt

Was heisst für mich radikales Christsein?



Christiane Tietz

Studienkombination: Mathematik und Evangelische Theologie. Heute: Lehrstuhl für Systematische Theologie

Studienmotivation: Evangelische Religion am Gymnasium zu unterrichten. An der Systematischen Theologie faszinierte mich der Versuch, ein begründetes, in sich einigermaßen konsistentes System zu erstellen, in dem alle dogmatischen Lehrstücke miteinander zusammenhängen. Darin fand ich Ähnlichkeiten zur Mathematik.

Studienambition: Zeit zum eigenen theologischen Nachdenken und Urteilen.

Lebensalter: 46 Jahre

Lebensstudien: Zeitenössische Literatur, klassische Musik, Sport, Reisen

Lebensmotto: Das Leben ist zu vielfältig, um ihm mit einem Motto gerecht werden zu können.

CHRISTIANE TIETZ

Gefragt nach dem «für mich», versuche ich eine Antwort. Radikales Christsein – das repräsentieren für mich zunächst Franz von Assisi, Martin Luther King oder Mutter Teresa, eben Menschen, deren ganzes Leben vom christlichen Glauben bestimmt war. Mich trifft die nüchterne Einsicht: Ich selbst repräsentiere es nicht. Ich bin bürgerlich aufgewachsen, habe einen gewöhnlichen Beruf erlernt und sichere mich alltäglich verschiedentlich ab.

Der christliche Glaube ist mir wichtig, aber radikal lebe ich ganz bestimmt nicht. Eher bedrohen und beklemmen mich Aussagen wie die aus Dietrich Bonhoeffers «Nachfolge»: «Der Gerufene verlässt alles, was er hat, nicht, um damit etwas besonders Wertvolles zu tun, sondern einfach um des Rufes willen, weil er sonst nicht hinter Jesus hergehen kann.» Ich lese weiter und stosse auf den Abschnitt «Von der Verborgenheit des christlichen Lebens», in dem Bonhoeffer davor warnt, «unter Verachtung und Zerstörung der Ordnung der Welt ein himmlisches Reich auf Erden aufzurichten, ... sich mit allem Radikalismus und aller Kompromisslosigkeit von der Welt zu trennen, um das Christliche, das der Nachfolge Gemässe, das Ausserordentliche zu erzwingen.» So bin ich erst einmal – zu Recht? – beruhigt.

Kann radikales Christsein noch anders verstanden werden denn als etwas, das nur ganz wenige Christen leben? Radikal, das kommt vom lateinischen *radix* – Wurzel.

Radikales Christsein, kann damit auch ein Christsein gemeint sein, das mich an der Wurzel meines Daseins betrifft?

Jetzt denke ich an die Rechtfertigungslehre der Reformatoren und an die von ihr untrennbare Sündenlehre. Luther spricht von *peccatum radicale* (Wurzelsünde), um auszudrücken, dass das Sündersein die ganze Existenz des Menschen betrifft. Er ist in all seinem Denken, Reden und Tun letztlich immer um sich selbst besorgt. Sünde, das ist kein moralinsaurer Begriff, bei dem mit selbstgefällig erhobenen Zeigefinger das freude- oder gar lustorientierte Verhalten vor allem der anderen schlechtgemacht wird. Sünde, das ist zunächst die Beschreibung einer grundsätzlichen Verkehrung des Menschen, der, ohne von anderen geliebt zu sein und sich lieben zu lassen, nicht selbst lieben kann.

Dass es diese andere Liebe gibt, bedingungslos, unverdient und umfassend, davon spricht die reformatorische Rechtfertigungslehre. Sie bringt auf den Punkt, dass aus christlicher Sicht Gott derjenige ist, durch dessen Liebe der Mensch aus seiner um sich selbst besorgten Selbstverkrümmung aufgebrochen wird.

Radikales Christsein, das heisst dann: sich selbst als diesen trotzdem – trotz der eigenen grundlegenden Selbstbezogenheit – von Gott geliebten, angenommenen Menschen verstehen. Das klingt gemütlich, nach «Kuschelgott», meint *de facto* aber eine fundamentale Veränderung des menschlichen Selbstbildes, nämlich durch die Anerkennung des «trotzdem».

Aktuelles und Veranstaltungen

Promotion Religionswissenschaft

Thomas Mendel
Common Roads. Pilgrimage and Backpacking in the 21th Century
Prof. Dr. Daria Pezzoli-Olgiati
Prof. Dr. Christoph Uehlinger
Prof. em. Dr. Michael Oppitz

Promotion Religionswissenschaft ThF & PhF

Jacqueline Grigo
Religion in Sicht. Zur Bedeutung religiös konnotierter Kleidung für diejenigen, die sie tragen.
Prof. Dr. Dorothea Lüddeckens
Prof. Dr. Christoph Uehlinger
Prof. Dr. Bettina Dennerlein

MA Religionswissenschaft

Raphaela Meli

MA Religion, Wirtschaft und Politik

Sophie Welter

BA Theologie

Adam Bernhard
Heidi Bilger
Matthias Dübendorfer
Stefanie Gilomen
Cindy Seiler-Studer
Sonja Hohl
Nanette Rüegg
Raffael Sommerhalder

BA Religionswissenschaft

Dolores Zoe Bertschinger
Marc Bäumlin
Lea Gutzwiller
Pina Onbasi
Annina Schlatter

BA Religionswissenschaft ThF & PhF

Mirjam Aeschbach

Auszeichnungen

Die Semesterprämie für das Frühjahr 2013 ging an Nina Rageth für ihre Masterarbeit in RW: *Auroville in der zweiten Generation. Form und Konstitutionsbedingungen einer Neuen religiösen Bewegung*

Verstorben

Prof. Dr. Hans Friedrich Geisser, emeritierter Professor für syste-

matische Theologie, Dogmengeschichte und Symbolik, ist am 17. Januar 2014 in seinem 86. Altersjahr verstorben.

Sigi Feigel Gastprofessur für jüdische Studien



Im Frühjahr 2014 wird die Sigi Feigel Gastprofessur an Prof. Dr. Irene Zwiep vergeben. Frau Zwiep (PhD 1995) ist seit 1997 Inhaberin des Lehrstuhls für Hebräisch und für Jüdische Studien an der Universität Amsterdam. Sie ist Mitherausgeberin von *Studia Rosenthaliana* und Zutor: *Perspectives on Jewish Culture* (Brill). Während einiger Jahre war sie Direktorin des Amsterdam Institute of Culture and History. Ausserdem ist sie Vorsitzende des Menasseh-ben- Israel-Institutes und des akademischen Komitees der Rabbinerausbildung des Dutch Progressive Judaism. Im Jahr 2008 wurde sie zum Mitglied der Royal Holland Society of Sciences and Humanities gewählt. Ihre Forschungsinteressen liegen u. a. im Bereich (früher) moderner jüdisch-intellektueller Geschichte mit Fokus auf jüdischer Aufklärung sowie politischem Denken und der jüdischen Wissenschaft des 19. Jhs.

Publikationen

Silke-Petra Bergian; Beat Näf: *Märtyrerverehrung im frühen Christentum: Zeugnisse und kulturelle Wirkungsweisen*, Kohlhammer, Stuttgart 2014.

Markus Christen; Johannes Fischer; Markus Huppenbauer;

Carel van Schaik; Carmen Tanner (Hg.): *Empirically Informed Ethics: Morality between Facts and Norms*, Springer, Cham 2014.
Ingolf U. Dalferth; Pierre Bühler; Andreas Hunziker (Hg.): *Hermeneutische Theologie – heute?* HUTH 60, Mohr Siebeck, Tübingen 2013.

Ingolf U. Dalferth; Andreas Hunziker (Hg.): *Gott denken – ohne Metaphysik? Zu einer aktuellen Kontroverse in Theologie und Philosophie*, RPT 75, Mohr Siebeck, Tübingen 2014.

Petra Freudenberg-Lötz; Friedhelm Kraft; Thomas Schlag: *«Wenn man daran noch so glauben kann, ist das gut»: Grundlagen und Impulse für eine Jugendtheologie*, Jahrbuch für Jugendtheologie, Calwer, Stuttgart 2013.

Veranstaltungen

Öffentliche Antrittsvorlesung
Montag, 14. April, 19.30 Uhr
PD Dr. Andreas Hunziker
«Dieses Sprachspiel wird nur mit Lebensfragen gespielt».
Theologie nach Kierkegaard
Ort: Rämistrasse 71, 8001 Zürich
Raum: KOL-G-201

Film im Fokus
Dienstag, 6. Mai, 18.15–21 Uhr
Common Roads. Pilgrimage and Backpacking in the 21th Century
Tommi Mendel, CH 2013
Ort: Kirchasse 9, 8001 Zürich
Raum: 200

Tagung
Freitag, 9. Mai, 13.15 Uhr, bis Samstag, 10. Mai, 20 Uhr
Das Unsagbare sagen. Mystische Tendenzen in Literatur und Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts
Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie,
Ort: Kirchasse 9, 8001 Zürich
Raum: 200

Gastvortrag
Mittwoch, 14. Mai, 10.15–12 Uhr
Ethnographic Research on Kattaikkutt. A South Indian Theater Tradition
Dr. Hanne de Bruin
Ort: Schönberggasse 11, 8001 Zürich
Raum: SOE-E1

Internationale Tagung

Donnerstag, 12. Juni, bis Freitag, 13. Juni
Gebet als verleblichtes Verstehen. Neue Zugänge zu einer Hermeneutik des Gebets
Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie,
Ort: Collegium Helveticum

Tagung
Montag, 16. Juni, 9 Uhr, bis Dienstag, 17. Juni, 18 Uhr
Judentum und Säkularismus
Sigi Feigel Gastprofessur
Ort: Kirchasse 9, 8001 Zürich
Raum: 200

Tagung
Samstag, 27. Juni, 9.15–18.30 Uhr
Theologie und Öffentlichkeit II
Zentrum für Kirchenentwicklung
Ort: Kirchasse 9, 8001 Zürich
Raum: 200
Tagung

Tagung
Mittwoch, 9. Juli, 16 Uhr, bis Samstag, 12. Juli, 16 Uhr
Intellectual Exchange and Religious Diversity in Antioch (CE 350–450)
Lehrstuhl für Kirchengeschichte
Ort: Kloster Kappel, Kappelerhof 5, 8926 Kappel am Albis
Raum: Refectorium

Tagung
Mittwoch, 20. August, 16 Uhr, bis Freitag, 22. August, 16 Uhr
«Hör nicht auf zu singen» Zeuginnen der Schweizer Reformation
Lehrstuhl für Praktische Theologie
Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte
Ort: Kirchasse 9, 8001 Zürich
Raum: 200

Abschiedsvorlesung
Herbstsemester 2014,
16. September bis 16. Dezember, jeweils dienstags, 10.15 bis 12 Uhr
Dogmatik im Grundriss
Prof. Dr. Pierre Bühler
Ort: Hauptgebäude UZH

Donnerstag, 30. Oktober bis Samstag, 1. November
Internationales Bonhoeffer-Kolloquium
Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie
Ort: Kirchgasse 9, 8001 Zürich
Raum: 201

